

(Rauchdruck verboten.)

21)

## Das tägliche Brot.

Roman von E. Viebig

Gegen das Frühjahr wurde Artur krank.

„Blutarmut,“ sagte der Arzt und sprach von Nachwehen der Englischen Krankheit, die der Patient als Kind gehabt. „Gesunde, nicht zu anstrengende Bewegung in frischer Luft!“

Ja, wo sollte man die finden?!

Die Mutter weinte vor Besorgnis. Sie litt nicht mehr, daß ihr Artur den Alten zur Halle begleitete. „Det haste nu dervon,“ schrie sie ihren Mann an. „In aller Herrjottsfrühe — immer raus — der arme Junge! Davon hat er nu man Kloß den Husten!“ Und sie packte ihren Artur bis an die Nase ein, kochte ihm jeden Morgen Mehlsuppe — die hatte sie dem „Herrn Doktor“ auch gekocht — und ließ ihn bis zehn, elf im Bette liegen.

Da lag nun Artur und dehnte und rekelte sich; an Schlafen war längst nicht mehr zu denken, das Geschwäg und Gebimmel des Ladens ging seit Stunden. Wenn er endlich aufgestanden war, schlortete er in Pantoffeln, die Hände in den Hosentaschen, in die Stube, von da in den Laden und wieder zurück in die Stube; ging auch in die Küche, rümpfte die Nase über den Töpfen und warf sich dann zuletzt aufs Sofa. Er gähnte.

Oder er schäkerte mit Elli, amüsierte sich erst über ihr altkluges Geschwäg, neckte sie dann, zwickte sie, zupfte sie an den Haaren, bis ihr Lachen in Weinen überging und sie ihn ins Gesicht kratzte.

Der Tag war endlos, bleiern sächlichen die Stunden. „Biel in frischer Luft sein“, hatte der Doktor verordnet — aber wozu? Artur hatte nicht Lust, den Tiergarten abzulaufen und einzig und allein zu beobachten, wie die Knospen schwellen und plakten, während drüben in den Zelten Militärmusik spielte und Bierseidel klapperten. War das ein Vergnügen, im Viktoriapark über Hunderte von Kindern zu stolpern? Oder in der Hasenheide und im Grunewald mit trockenem Mund an all den Biergärten vorüber zu laufen? Ohne Geld kein Vergnügen; und Geld hatte er keins, der Vater rückte nichts heraus, und die paar Groschen, die ihm die Mutter manchmal aufsteckte, waren für nichts.

So blieb er lieber ganz in der Söbenstraße. Stundenlang lehnte er an der Blauladertreppe, auf der obersten Stufe der Stellertreppe, und ließ sich von dem bißchen Sonne bescheinen, das über die hohen Häuserfirste bis hier herunter drang.

Nur das unverschämte lustige Schirpen der Sperlinge, das Lärmen spielender Kinder und die grünrölligen Ahabarberstengel, die zum Verkauf auslagen, kündeten ihm den Frühling.

### II.

Ueberraschend schnell war es Sommer geworden. Auf den Promenaden blühten die Linden und in den Bosketts der Schmuckplätze großblumiger Jasmin; starker süßlicher Duft zog mit im heißen Glanz der Sonne und durchschwängerte die ganze Atmosphäre der großen Stadt. Unablässig rasselten die Sprengwagen, alle Fenster standen weit geöffnet, junge Mädchen in duftigen Kleidern machten die Straße hell und freundlich.

Berta fühlte sich sehr wohl in ihrer Stellung, Potsdamer Straße 72. Sie wußte die gnädige Frau zu nehmen; durch eine zu rechter Zeit angebrachte Schmeichelei, die so fein sein mußte, daß man sie nur ahnte, war bei der alles zu erreichen. Berta hatte viel freie Hand, noch viel freiere als bei Hauptmanns, denn die Herrschaften gingen viel in den Ausstellungs-park, zum Rennen, und bestimmt zweimal in der Woche zum Stonzert in den Zoologischen Garten. Singen die Herrschaften aus, warum sollten die Dienstboten zu Hause bleiben? Niemand kümmerte sich darum. Wenn sie nur ihre Arbeit machten; wenn nur Berta ihre Dame nach Wunsch bediente, immer sauber, in hübscher Kleidung und mit lächelnder Miene.

Zum raschen Schahesammeln kam sie freilich hier auch nicht, das ewige rosa Gefleibetsein, die blendend weißen Schürzen und Säubchen kosteten nicht wenig; am Ende der

Woche hatte sie stets eine Rechnung von ein paar Mark bei der Plätterin. Frau Selinger, die so hohen Lohn zahlte, konnte doch wohl verlangen, daß ihr Stubenmädchen täglich in frischem Anzug war. Um sich die Sachen selber herzurichten, die Falbeln zu tollern, die Rüschen zu kräuseln, dazu fehlte es Berta an Zeit und Geschick. Auch war der gnädigen Frau nichts so zuwider als Wäsch- und Plättedunst. Aber was spielten die paar Mark denn auch für eine Rolle — ob man die mehr oder weniger hatte! Leben und leben lassen!

Nur eins behagte Berta nicht auf die Dauer: das Essen. Recht ausgehungert war sie von Hauptmanns hierher gekommen, die Augen gingen ihr über vor Gier, als sie das erste Mal die Platten auf den Tisch trug. Lauter feine Sachen! Und dieses Dessert! Mehlspeise, Rosinen und Mandeln und allerhand Törtchen. Der junge Herr war sehr für das Süße und die Mama auch.

Im Frühjahr gab es die ersten Gemüse, Rüden und junge Gans und Erdbeeren, die man noch im Karton kaufte; alles in kleinen Portionen, nur für den herrschaftlichen Tisch bestimmt. Draußen in der Küche gab es ausgekochtes Fleisch — die Herrschaften nahmen täglich Bouillon — und irgend ein verbes Gemüse. Berta hatte bald keinen Hunger mehr darauf; sie warf ihr Teil in den Mülleimer und machte der Köchin die Töpfe streitig, an denen noch ein bißchen Gutes hängen geblieben war. Sie schrappte die Böden ab, daß die Glajur litt, sie suchte jedes übrig gebliebene Bröselchen von den Tellern der Herrschaft und lutschte zuletzt an ihren Fingern. Sie leckte und schleckte, eine unbezwingliche Gier quälte sie. Rasch funkte sie auf dem Flur, wenn sie den Nachtschisch hereintrug, ihre Finger in den Creme, blitzgeschwind steckte sie vor der Zimmertür noch eine Frucht in den Mund.

In der Beziehung war es bei den „voren“ Hauptmanns besser gewesen; gab's da einmal Nachtschisch — freilich nur einen Milchlammer mit verdünnter Fruchtsoße — so kam der Rest in die Küche. Frau Selinger hielt es für die Hauptpflicht der guten Hausfrau, das vom Tisch Ubrig-gebliebene selbst zu versorgen. Umständlich mit den Schüsseln klappernd, schloß sie die Schälchen und Tellerchen in einen Seitenschrank des geschnittenen Büffetts und legte dann sorgfältig den Schlüssel in das Körbchen, das sie immer mit sich herum trug.

Wie eine lüsterne Kaze, mit glühenden Augen, schlich Berta am Büfett vorbei; sie konnte nicht durchs Eßzimmer gehen, ohne schimmernd das Näschen zu erheben. Ja, wie das gut roch! Sie setzte die Zähne aufeinander, als wollte sie krachenden Zucker durchbeißen, das Wasser lief ihr bis in die Mundwinkel.

Heute mittag hatte es Aprikosentörtchen gegeben, wie duftendes Gold lagen die Früchte auf dem knusprigen Butterteig. Jetzt stand Berta wohl schon eine Viertelstunde vor dem verschlossenen Schränkchen — zwei waren noch drin! Durch das Holz hindurch glaubte sie den Geruch zu spüren. Vom offenen Fenster her kam der Lärm des Spätnachmittags, das Rollen der Pferdebahnwagen, die Luftbedürftige in den Tiergarten führten, das Klingeln der Elektrischen; eine Wespe irrte herein, schwirte um die Schranktür und summte dann Berta dicht vorm Gesicht. Sie sah und hörte nicht, ihr ganzes Denken war bei den Törtchen.

Der junge Herr Selinger rüstete sich zum Ausgehen; er hatte noch einmal die Bartbinde angelegt. Im eleganten, seidenen Falkenhemd ging er im Zimmer hin und her, zog diesen Schuh auf und jenen und warf ihn krachend wieder zu. Er hatte geklingelt — hörte die Berta denn nicht? Ungeduldig drückte er noch einmal anhaltend auf den Knopf der elektrischen Leitung.

Jetzt kam sie.

„Warum hören Sie denn nicht?“

„Ja war bei der gnädigen Frau!“

„Natürlich! Für mich haben Sie eben nie Zeit!“

Sie lachte schnippisch. „Was soll ich denn?“

„Schlips binden, Rock anziehen, ausbürsten!“ Er ließ sich sehr gern von ihr bedienen.

Sie wußte ganz genau Bescheid unter seinen Sachen, mit spitzen Fingern suchte sie die passende Krawatte heraus. Ihr rosa Rock raschelte, ihre schlanke und doch angenehm volle Taille

Beugte sich gegen ihn; mit Behagen ließ er sich den Schlips unter den Kragen schlingen und schielte dabei nieder auf ihre klinken Finger.

„Besuch bei Mama?“

„Jawohl. Fräulein Meyer! Die gnäd'ge Frau sagte: „Mein Sohn wird gleich kommen!“

„Hat sich was. Ich gehe aus. Sir, Verta, meinen Rock!“ Sie hielt ihm den Rock hin, aber statt hineinzuschlüpfen, kniff er sie in die weiche Wange. „Sie sind eine Perle, Verta!“

Sie wich gewandt zurück. „Au!“

„Na, na! Nur nicht gleich so beleidigt!“

„Kneifen is nich!“ Rock lachte sie ihn an, tiefe Grübchen spielten in ihren Wangen.

War sie nicht famos? So frisch ist doch nur eine vom Lande! Mit großem Wohlgefallen betrachtete er sie. „Sagen Sie mal, Verta, wie steht's denn mit Ihrem Verhältnis? Wohl schön in Sie verschossen, was?“

„Ich habe kein Verhältnis.“

„Na, na!“

„Ne!“ Sie wurde ordentlich ärgerlich. „Ich habe auch keins. Na so dumm! Die in unserem Stand sind mir viel zu gewöhnlich, und 'nen Feinen,“ — sie zierte sich ein bißchen — „'nen Feinen Krieg ich nich.“

„Das käme doch drauf an,“ sagte er mit einem Lächeln und strich sich das volle Kinn. Seine Blicke weideten sie förmlich ab. „Wenn Sie nur wollten!“

„Ich will aber nich.“

„So, so. Ja, Mama hat recht, Sie sind der reine Tugendspiegel.“ Mit der rechten den Hut aufstülpend, winkte er ihr herablassend zu. „Na, vielleicht später!“ Und auf der Schwelle rief er ihr noch flüchtig zurück: „Gruß an Mama!“

„Aber die gnäd'ge Frau wartet doch!“

„Tut mir leid, ich muß notwendig ausgehn.“ Pfeifend schlug er die Türe zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

### Unser Zimmeraquarium.

Wenn uns strenge Winterkälte mehr denn sonst im Jahre an das Haus fesselt, suchen wir uns gern durch verschiedenartige naturfreundliche Liebhabereien Ersatz für die Gartenfreuden des Sommers und Herbstes zu schaffen. Eine der anmutigsten, in unserer Zeit weit verbreiteten Liebhabereien, deren erste Anfänge vor einem halben Jahrhundert Adolph Rothmayer, der um die wissenschaftliche Aufklärung des Volkes hochverdiente Gelehrte, einleitete, ist die Aquarientliebhaberei. Ihre Verbreitung verdankt sie einer aus der Feder des Genannten unter dem Titel „Der See im Glase Wasser“ erschienenen Abhandlung. Vor etwa einem Vierteljahrhundert entstand dann in Berlin, angeregt durch Dr. Karl Ruß und später gefördert durch Paul Ritsche, die beide auch schon längst der grüne Rasen deckt, der erste Verein der Aquarientliebhaber, dem inzwischen weit über hundert ähnliche Vereine hier und im ganzen Reiche gefolgt sind. Während Rothmayer noch in seiner Abhandlung nur den Goldfisch als einzigen bei uns eingeführten, der Liebhaberei dienstbar gemachten Fisch anführen konnte, werden heute im Zimmeraquarium weit über hundert der interessantesten, aus aller Herren Länder stammenden Bierfische nicht nur gepflegt, sondern meist auch erfolgreich gezüchtet. Hand in Hand hiermit ist auch die Liebhaberei für ausländische Wasserpflanzen gewachsen. Ihre erste und nachhaltigste Förderung erfuhr sie durch die stattlichste und stolze aller Seerosen, die Victoria regia, die zunächst ausschließlich in den botanischen Gärten unserer Universitätsstädte, in besonders für sie erbauten Glashäusern gepflegt, zur Blütezeit Tausende von Schaulustigen heranzog. Ältere Berliner werden sich noch der Völkerwanderungen erinnern, die sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Blütezeit dieser riesigen Wasserpflanze nach dem alten Botanischen Garten in der Potsdamerstraße ergossen.

Mit dem Wachsen der Ansprüche der Liebhaber ist die Aquarientliebhaberei leider auch ein ziemlich kostspieliges Vergnügen geworden, wie auch andererseits die Sucht nach dem Fremden und Neuen das Interesse für die Flora und Fauna unserer heimischen Gewässer zurückgedrängt hat. Dies ist recht bedauerlich, wenn auch viele in bescheidenen Verhältnissen lebende Aquarientliebhaber sich die herrschende Moderation zunutze machten, die Zucht fremdländischer Fische im Zimmer mit Eifer betrieben und aus dem Verkauf der Nachzucht ziemlich erhebliche Nebeneinnahmen erzielten. Wir sind Liebhaber bekannt, die durch gründliche Ausnutzung

des Raumes hinter den Fenstern ihrer Wohnungen, das heißt durch etagenweises Uebereinanderstellen der Zuchtgläser, aus der Zucht gejudter fremdländischer Fische Nebeneinnahmen erzielen konnten, die sich in einigen Fällen pro Jahr auf einige hundert Mark beliefen. Aber auch hiermit ist heute kein nennenswertes Geschäft mehr zu machen, da an verschiedenen Orten große Züchtereien fremdländischer Fische und Wasserpflanzen entstanden sind, deren Massenproduktion die Preise erheblich drückt. Aus diesem Grunde will ich auch hier nicht der gewerdmäßigen Fisch- und Pflanzenzucht im Zimmer das Wort reden, sondern nur einer Liebhaberei, die uns die Möglichkeit bietet, ein hochinteressantes Tier- und Pflanzenleben, das sich in der freien Natur meist unseren Blicken entzieht, bis in die intimsten Einzelheiten zu studieren und den ewigen Kampf, der auch im Reiche Poseidons herrscht, das ewige Verdrängen und Verdrungenwerden, zu beobachten.

Von den Pflanzen abgesehen, sei hier nur an die prächtigen Liebesspiele erinnert, die gewisse, dann in den wunderbarsten Farben prangende Fische zur Paarungszeit vor unseren Augen ausüben, und an die reizvolle Brutpflege, die manche nesterbauende Fische entfalten. Wird sie doch hier nicht, wie man annehmen sollte, vom schwächeren, sondern vom stärkeren Geschlecht, den Männchen ausgeführt, während sich die Weibchen weber um ihre Eier noch um die hoffnungsvolle Brut kümmern, sondern diese als Kanibalen einfach auffressen, wenn sie ihnen, wie man zu sagen pflegt, vor den Schnabel kommt. Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen, Fische, die die Eier im Maul erbrüten und den ausgeklüpfsten Jungen bei den Fischen am gleichen Plage Zuflucht bieten. Im übrigen weicht bei den Fischen die Einteilung in ein schwächeres und ein stärkeres Geschlecht vielfach von der Norm ab. Unter den bei uns aus fremden Ländern eingeführten Fischarten befinden sich auch solche, bei denen die männlichen Vertreter zeitweilig wahre Zwerge bleiben und von den Weibchen an Größe und Stärke um das Dreifache übertroffen werden. Es sind dies die lebendige Junge zur Welt bringenden sogenannten Zahnkarpfen.

Wir werden in späteren Aufsätzen noch manche Eigentümlichkeiten aus dem Leben heimischer und fremdländischer Fische näher kennen lernen, denn auch die Heimat bietet hier des Interessanten genug. Es sei nur an den prachtvollen Witterling erinnert, dessen Weibchen mit Hilfe einer langen Legeröhre die Eier in den Atemschlauch seiner in Klüften häufigen Malermuschel legt, von der sie unbewußt erbrütet werden, und an die in zwei Arten bei uns heimischen bössartigen Kleinen Sticlunge, deren Männchen Nester bauen, die Weibchen nötigen, die Eier darin abzulegen, um dann die Brut in bewunderswerter Weise zu betreuen. Die letztgenannten Fische sind in mehr als einer Hinsicht interessant, da sie nicht nur im Süß- und Brackwasser gedeihen, sondern sich allmählich sogar an Seewasser gewöhnen lassen, wie sich andererseits auch die Klunder auf systematische Weise zum Leben im Süßwasser erziehen läßt.

Unser schönes Berliner Aquarium, das in früheren Jahren eine Selbstenwürdigkeit war, die einzig in ihrer Art dastand, und an das auch heute noch nicht die in anderen Orten, zum Beispiel in Köln und Frankfurt a. M. entstandenen gleichartigen Unternehmungen herantreten, geht beinahe gänzlich seiner Auflösung entgegen. Das dürfte für viele, die bisher der Aquarientliebhaberei fernstanden, Veranlassung sein, sich eine ähnliche Naturanstalt im Kleinen im Hause einzurichten. Es läßt sich dies mit ganz bescheidenen Mitteln ermöglichen, wenn man zunächst von der Haltung sehr wärmebedürftiger fremdländischer Fische absteht, die heizbare Aquarien erfordern, sich also mit dem zufrieden gibt, was die Heimat bietet. Das billigste Aquarium liefert uns ein sogenanntes Elementenglas, wie solche massenweise für die Akkumulatorenfabrikation in den Glashütten hergestellt werden. Diese Gläser sind zu sehr billigen Preisen und in allen erdenklichen Größen im Handel erhältlich, auch in besserer Ausführung mit oben abgeflistem Rand. Sie haben den einzigen Nachteil, daß sie, einmal zerbrochen, nicht mehr repariert werden können, während man bei einem der sogenannten Rastenaquarien die zerbrochene Scheibe durch eine neue ersetzen kann. Die einfache Einrichtung eines solchen sauber gewaschenen und dann nach außen und innen gut abgetrockneten Glases geschieht in folgender Weise: Auf den Boden des Glases gibt man eine ganz dünne Schicht Erde; am besten verwendet man dazu das Erdreich, das der Maulwurf zu Hügelchen aufgeworfen hat. Man sammelt es von älteren, im Laufe des Winters gehörig durchgefrorenen Maulwurfshügeln lehmiger oder mooriger Wiesen, weil dieses frei von schädigender, den Pflanzenwuchs beeinträchtigender und das Wasser trübender Säure ist. Da die Wasserpflanzen, speziell die untergetauchten, die für uns in erster Linie in Frage kommen, ihre hauptsächlichste Nahrung aus dem Wasser nehmen und dementsprechend nur ein sehr schwach entwickeltes Wurzelwerk haben, so braucht die aufzubringende Erdschicht nicht stärker als fingerdick zu sein. Sie kann auch schließlich durch das überall erhältliche, vorher gut durchgefuchtete Torfmüll ersetzt werden. Auf die gleichmäßig verteilte und gut angedrückte Erde gibt man eine starke Schicht Sand, die von einer Schmalseite des Behälters nach der anderen ansteigen soll, so daß also der Bodenbelag im Aquarium hügelartig ansteigt. Eine Folge dieser Bodengefaltung ist es dann später, daß sich aller Unrat, d. h. faule Pflanzenteile und die Exkremente der Fische an der tiefsten Stelle ansammeln, wo sie mit einem einfachen Glasinstrument, dem sogenannten Heber, mühelos von Zeit zu Zeit entfernt werden können. Der zu verwendende Sand soll

grob sein und wird so lange in einem Eimer unter ständigem Umrühren mit den Händen in immer wieder einzufüllendem und abzulassendem Wasser gewaschen, bis aller Schmutz daraus vollständig entfernt ist und das Wasser trotz Umrührens der Sandmasse klar bleibt. In den Aquarienhandlungen bekommt man auch bereits gewaschene, sogenannten Aquariensand, zu kaufen. Auf dem so hergerichteten Boden werden die bis dahin im Wasser aufbewahrten Stengelteile einzeln oder zu mehreren vereint eingepflanzt, indem man mit dem Finger ein Loch in die Sandmasse macht, das zu Pflanzende hineinsteckt und dann das Loch wieder zudrückt. Dabei ist zu beachten, daß jeder Trieb richtig mit der Spitze nach oben gepflanzt wird. Es gibt eine Fülle untergetauchter wachsender Pflanzen, so die überall aus Kanada in Europa eingeschleppte Wasserpest, die nur ihres massenhaften Auftretens halber diesen Namen trägt, also keinesfalls das Aquarium verpestet, das sogenannte Quellmoos, eine vollständig wurzellose, feinsäulige Pflanze, die man in Gebirgsbächen massenhaft in Felsen wachsen findet, Wasserhahnenfuß, Hornkraut, die Sumpfseder, die im Frühling schöne weiße Blüten über den Wasserpiegel emporstreckt, aber auch manche ausländischen, in den Handlungen billig erhältlichen Arten. Jedes Triebstück, jede Winternosphe dieser Pflanzen wächst weiter. Die untergetauchten Wasserpflanzen bieten den Vorteil, daß sie unter allen Umständen im Zimmeraquarium gedeihen, auch da, wo das Aquarium während des ganzen Jahres kein Sonnenstrahl trifft; sie wollen nur Licht von oben. Wenn das Glas einen Standort direkt am Fenster bekommt, so besetzt man am besten die dem Fenster zugekehrte Seite mit einem Blatt braunen Papiers, dazu bestimmt, das von der Seite kommende Licht abzufangen. Unterläßt man dies, so wird bald an der Wasserseite der Scheiben ein immer dichter werdender grüner Ueberzug entstehen, gebildet aus Pflanzen der niedersten Wasserflora, sogenannten Algen. Sie machen die Scheiben blind, tragen aber im übrigen zur Frischhaltung des Wassers mit bei und können von Zeit zu Zeit mit einer alten Zahnbürste oder einem Gummifrottiertuch entfernt werden. (Ich werde noch später Anleitung zum Selbsthamein heimischer Wasserpflanzen geben.) Nach dem Einsetzen der Pflanzen gießt man das Wasser vorsichtig mit einer Brausekanne ein, weil Sand und Erde nicht aufgewirbelt werden dürfen, oder man stellt einen flachen Keller in das Aquarium und läßt das Wasser langsam auf diesen laufen. Im fertig gefüllten Aquarium muß noch ein freier Rand von mindestens 5 Zentimeter bleiben, oder es muß, wenn fast bis zum Rand gefüllt, mit einer Glasscheibe bedeckt werden, weil andernfalls die Fische herauspringen und umkommen. Sollte sich nach einigen Tagen eine Trübung des Wassers einstellen, so wird es abgeseigt und der Behälter erneut gefüllt. Erst wenn es klar bleibt, können Fische eingeseht werden.

Man begnüge sich zunächst mit wenigen Fischen, die alle etwa von gleicher Größe sind, und wähle dann entweder nur Friedfische oder nur Raubfische, da man nur dann vor Verlusten sicher ist. Die Fütterung der Fische, die zur warmen Jahreszeit täglich, zur kalten zweimal wöchentlich geschehen soll, erfolgt nicht mit Brot, Oblaten und ähnlichen, das Wasser trübenden und es versauernden Stoffen, auch nicht mit sogenannten Ameiseneiern, deren Hüllen für die Fische unverdaulich sind und deshalb gleichfalls das Wasser verunreinigen, sondern am besten mit den guten, im Handel erhältlichen Futtermitteln, im Sommer auch mit kleinen Wasserinfusorien, die man mit Gagenetzen in stehenden Tümpeln fängt, und bei größeren Raubfischen mit sogenannten kleinen Futterfischen, die man nach Belieben in einem Felbbache selbst fangen oder in den Handlungen kaufen kann. Bleibt das Wasser klar, wachsen die Pflanzen und sind nicht zu viel Fische eingeseht, so ist durch Monate keine Wassererneuerung erforderlich. Der Pflanzenwuchs hält das Wasser frisch und gesund. Die Pflanze verarbeitet den von den Fischen ausgeatmeten Stickstoff, während den Fischen der von den Pflanzen ausgeatmete Sauerstoff Lebensbedingung ist. Schwimmen die Fische, ängstlich nach Luft schnappend, an der Oberfläche des Wassers umher, so deutet dies Verhalten Sauerstoffmangel an; das Aquarium ist dann entweder überbevölkert oder nicht hinreichend mit Pflanzen besetzt.

Hd.

## Ein Lockspitzel von 1848.

In Westeuropa ist mit der Konspirationstaktik der revolutionären Parteien auch die Romantik des Lockspitzeltums erloschen. Nicht daß die Regierungen auf das hehre Institut selbst verzichtet hätten, weiß doch die Geschichte gerade der deutschen Sozialdemokratie bis in die Gegenwart genug von der Tätigkeit der Agents provocateurs zu erzählen, aber der politische Sinn und der Humor der sozialistischen Arbeiter begnügt sich damit, die entlarbten Nichtgentlemen nach Verabreichung deutlicher Achtungsbeweise durch öffentliche Kennzeichnung unschädlich zu machen. In der bürgerlichen Revolutionsbewegung bis zum Jahre 1848 und noch in den folgenden Jahren der Emigrantenpolitik hat die Konspiration und mit ihr auch der Lockspitzel eine weit bedeutendere Rolle gespielt. In der vornehmlich von Geheimbänden wahrgenommenen Opposition gegen das Zülkonigtum war einer von dieser edlen Punkt, ähnlich wie Lucien, zu einer führenden Stellung gekommen. Er hieß Lucien de la Hodde. Auch nach der Februarrevolution genoss er in der demokratischen Partei ein großes Ansehen, da er viel Dravour auf den Barrikaden gezeigt hatte. Schließlich wurde er entlarbt. Eine anschauliche Schilderung dieser Szene finden wir

in dem Pamphlet: „Les Conspirateurs“ von A. Chenu (Paris 1850). Chenu war selbst ein Polizeispitzel, der sich besonders in den kommunistischen Geheimbänden herumgetrieben hatte. Im Revolutionsjahr wurde er eine Art Adjutant des demokratischen Polizeipräsidenten Caussidière. Als seine Sachen schief zu gehen begannen, mußte er sich zu drücken und nahm am badischen Einfall Sigls teil, worüber er in der erwähnten Broschüre einen stark renommierten Bericht gibt. Das Bericht über seinen würdigen Kollegen de la Hodde schildert er folgendermaßen: „Eines Tages erhielt ich einen Brief des Präsidenten, der mich für den Abend desselben Tages, 10 Uhr, in den Luxemburgpalast einlud. Ich fand dort . . . (folgen die Namen, darunter auch de la Hodde). Caussidière nahm das Wort: „Unter uns ist ein Verräter, konstituieren wir uns als geheimes Gericht, um ihn abzurufen.“ Grandmesnil als ältester wurde zum Präsidenten, Triphaine zum Schriftführer gewählt. Caussidière, der als Ankläger fungierte, fuhr fort: „Lange Zeit haben wir allzu leichtfertig redliche Patrioten beschuldigt. Wir ahnten nicht, wer die Schlange war, die unter uns gekrochen war. Heute habe ich den richtigen Verräter entdeckt. Es ist Lucien de la Hodde.“ Dieser, der bis dahin gleichgültig geschienen hatte, sprang bei dieser direkten Beschuldigung jääh empor. Caussidière schloß eilends die Türe und zog eine Pistole aus der Tasche: „Wenn Du Dich rührst, zerschmettere ich Dir den Schädel.“ De la Hodde beteuerte nur energisch seine Unschuld. Darauf Caussidière: „Gut, hier ist ein Bündel mit 118 Berichten an den Polizeipräsidenten. Ich werde es Euch vorlegen.“ Und er übergab sodann jedem von uns die Berichte, die ihn betrafen. Auf mich kamen etwa zwanzig. De la Hodde stellte mich als einen der gefährlichsten Verschwörer hin und sagte u. a., daß es leicht wäre, mich zum Königsmord anzustacheln.“ De la Hodde bestritt noch immer, daß die mit Pierre gezeichneten Berichte von ihm herrührten, bis Caussidière den Brief vorlas, worin er dem Polizeipräsidenten seine Dienste angeboten und den er mit seinem richtigen Namen gezeichnet hatte. Nun mußte er gestehen. Er brachte ein paar Worte hervor, die sagen sollten, daß ihn eine schreckliche Notwendigkeit in die Arme der Polizei getrieben hätte. Es folgt nun eine Szene, die stark komisch anmutet. Caussidière überreicht dem Verräter die Pistole mit den Worten, daß ihm ja jetzt keine andere Wahl bleibe. De la Hodde erklärt aber klugweise, er werde sich nicht töten, aber man möge mit ihm machen, was man wolle. Das bringt die gutmütigen Beherrichter in Verlegenheit. Einer von ihnen, Voquelet, will nun selbst schießen, aber Albert, das bekannte Mitglied der provisorischen Regierung, meint, ein Schuß würde Alarm geben. Nun empfiehlt Voquelet Gift. Caussidière hat auch Gift bei der Hand. Man schüttet es in ein Glas Zuckersirup und bietet es dem Verräter an. Aber dieser bleibt hartnäckig dabei, sich zum Sterben nicht zwingen zu lassen. Das Gericht ist ratlos. De la Hodde weiß zu viel Geheimnisse, man kann ihn nicht wieder laufen lassen. Schließlich meint einer, man solle ihn hinter Schloß und Riegel bringen, was denn auch geschieht. Caussidière mit vier anderen transportieren ihn in einem Fiaker nach der Conciergerie. — Chenu läßt Caussidière auch erzählen, wie ihm die Entlarbung des Verräters gelungen sei: Mit Hilfe von Polizeispitzeln, die von ihrem nach London geflohenen ehemaligen Chef Pineil herausbrachten, daß einer seiner eifrigsten Agenten in der unmittelbaren Umgebung Caussidières sei. Auch der demokratische Polizeipräsident hat sich also der Nichtgentlemen bedient . . . De la Hodde hatte später die Frechheit, sich dem Publikum als verehrungswürdige Stütze der moralischen Ordnung zu präsentieren. Er hat die Polizeiliteratur um eine Reihe charakteristischer Werke bereichert. In der Vorrede seiner Broschüre: „Die Geburt der Republik im Februar 1848“ (Paris 1850) erklärt er sein Spitzelhandwerk als Frucht des „Nachdenkens“. Ursprünglich aus unreifem Enthusiasmus unter die Verschwörer geraten, habe er dann erkennen wollen, was sie eigentlich seien. Die Beobachtung des Treibens der Revolutionäre habe seine Entrüstung erregt: „Ein anderer hätte sich still zurückgezogen. Ich aber fühlte mich förmlich von einer Idee besessen, die ich auch zur Ausführung brachte. Ich beschloß, bis in die Tiefe der geheimen Gesellschaften einzudringen, ihre Leitung zu übernehmen und dann durch eine Taktik der Verschleppung und Isolierung sie nach und nach zu entnerven und aufzulösen. Dazu aber mußte ich mich mit der Polizei verständigen. Ich habe es getan. Das ist in zwei Worten das Rätsel meines Lebens. Ich rühme mich dieser Rolle nicht, aber sie war der Gesellschaft von Nutzen.“ Bemerkenswert ist auch, was der in diesem Punkt nicht ungläubig-würdige Autor einmal von einer aus der berühmten kommunistischen „Gesellschaft der Jahreszeiten“ ausgetretenen überrabialen Putzschelte sagt: „Von den Chefs dieser Armee waren die Hälfte Polizeiaagenten.“ Man sieht, die Korruptionsgefahr ist in der Verschwörertaktik nichts neues.

## Kleines feuilleton.

Kunst.

Gans von Marsés in der Münchener Sezession. Seitdem Konrad Fiedler, ein weniger lauter, aber reiferer und tieferer Kunstkenner und „Kunstgewogener“ wie der eitle und schrullenhafte Liebhaber Graf Schack, 1891 im Münchener Glaspalast

eine Sonderausstellung der wenigen, damals zugänglichen Werke Hans von Marées' veranstaltet hatte, war es wieder ganz still geworden um die Erkenntnis dieses großen, ganz abseitigen Malers. Die Fiedlerschen Marées-Bilder träumten in der halb verfallenen Schleißheimer Gemäldegalerie ungestört. Dann kam die Berliner Jahrhundert-Ausstellung, die schon die Feinsüßigen aufmerken ließ auf den Namen Marées. Einen großen Schritt vorwärts ist die Marées-Forschung nun endlich durch die Winterausstellung der Münchener Sezession gelangt, die zum erstenmal in fast lückenloser Folge das künstlerische Lebenswerk Marées vereint. Wenn die hier in historischer Entwicklung dargestellte Schöpfung Marées zum Nutzen deutscher Kunst vielen teilhaftig wird, wenn auch Berlin die Ausstellung erhalten soll, so ist das in erster Linie Julius Meyer-Gräfe, dem Biographen des Malers zu danken. Durch die verschiedensten Einflüsse ist der am 5. Juni 1887 in Rom, noch nicht 50 Jahre alt, geitorbene Marées, Sprößling eines alten flandrischen Geschlechts, hindurchgeschritten, um sich zu einem Eigenen, ganz Einigen und Abgeschlossenem, zu einem unerbittlichen Kämpfer gegen sich selbst im Ringen um das heiß ersehnte Ideal: Monumentalisierte Figurenmalerei aus dem Geiste der Antike zu stählen. Rasch überwand der Jüngling in München die kalte Theatralik, die historische Post der Piloty-Schule. Stark fesselten ihn die Münchener „Barbizons“, die empfindsamen und intimen Landschaftler, die Schleich, Pier. Er malte unter ihrem Einfluß 1863 die „Raft am Waldbrand“ und wurde auf einen Schlag berühmt. Lenbach schloß Freundschaft mit ihm — das löstliche Doppelbildnis Marées-Lenbach! — und führte ihn zu Schwab, dem großen Auswärtiger junger Talente, die für ihn in Italien kopieren mußten. Auch Marées wurde zum römischen Kopisten bestellt. Er schickte zwei „Römische Landschaften“ nach München, die Schwab so mißfielen, daß er sich von ihm lossagte. Dem Vereinsamten, der nun in Rom, an die Malerei der alten Venezianer anknüpfend, Typen des Volkes, die er in der Natur beobachtet konnte, so zu vereinfachen weiß, daß sie Träger selbsterdachter Jöhlen-Kompositionen werden, schließen sich Adolf Hildebrand und Konrad Fiedler an. Mit seinem Mäcen Fiedler reist der neu erwachende, tatensüchtige Italiener-Verganderte in die Länder romanischer Kunst. Tafeln wie „Abendliche Waldszene“, „Der hl. Martin“, „Nackte Frau“ und „Reiter“, eine ganze Anzahl unerbittlich ehrlicher Selbstbildnisse, das Doppelbildnis Hildebrand und Charles Grant sind Jengen und Früchte dieser Reise, die endlich die Jügel des freischaffenden Genies in Marées löste. Im Sommer 1873 begann er dann, beglückt durch den großen Auftrag seines Freundes Prof. Dohm, die berühmten Fresken für die Zoologische Station in Neapel zu malen: „Die Mubere“, „Die Reptilien“, „Orangenspücker“, „Grabender Mann“, „Ausfahrt“, „Kindergruppe“, „Mädchen auf der Treppe“, „Küsterntanz“, dazu die materialisch unübertreffliche Porträtgruppe: Grant, Marées und Hildebrand, Bildnisse wie sie unter den neueren deutschen Malerschülerern nur Wilhelm Leibl wieder gemalt hat. Die Delizigen zu den Neapeler Fresken sind in München zu sehen.

Und dann Florenz. In den zwölf Florentiner Jahren liegt Marées' letzte und bedeutendste Schaffensperiode. In Florenz wandte er sich von den Italienern zur Antike. Nicht, wie Meyer-Gräfe sagt, als Entlehner einer nie zu entlehrenden Schönheit, nicht als malender Bildhauer, sondern aus zeitgenössischem Instinkt, der von hier aus eine Begrenzung seiner Begierden sucht. In den vier großen Triptychen, den Glanzstücken der Münchener Ausstellung: „Die Hesperiden“, „Drei reitende Heilige“, „Verdammung und Urteil des Paris“ sehen wir das Antik-Monumentale im Figurenlichen mit den Reizen der intimen Landschaft organisch verbunden. Das Ganze von einer Größe und Kraft des Ausdrucks, die an Michel Angelo erinnert, von einer Farbigkeit, die die Reize der alten Holländer und Venezianer vereint. Mit Rührung erkennen wir von diesen Wildern, was Marées, dem die Splitterrichter vorhielten, daß er „nie fertig wurde“, schon erreicht hatte. Er wäre wohl einer der Größten der deutschen Kunst geworden, wenn der Tod ihm Zeit gelassen hätte.

**Aus der Pflanzenwelt.**

Die Mutterpflanze der Kartoffel. Die Pflanze, von der unsere kultivierte Kartoffel abstammt, ist, so sonderbar es erscheint, nicht bekannt. Das wäre an sich von geringer praktischer Bedeutung, wenn nicht die Kartoffelkrankheit den Wunsch rege gemacht hätte, durch Kreuzung der Stammpflanze mit dem Kulturgewächs eine Erstickung zu erzielen, die Schutz gegen die Infektion verleihe. Zu diesem Zwecke hat, wie die „Nature“ ausführt, H. S. Sutton aus Reading eine sehr große Anzahl von wilden Arten in deren Heimatländern Chile und Peru und ebenso in Nordamerika und anderwärts gesammelt. Allein, auch ihm gelang es nicht zu finden, was er suchte, und auch alle zu dem erwähnten Zweck unternommenen Kreuzungsversuche verliefen vollständig ergebnislos. Einen neuen Anstoß erhielten die Untersuchungen Suttons durch das Auftauchen einer neuen Kartoffelart in Frankreich, die, durch Kreuzung erzielt, angeblich alle guten Eigenschaften der gewöhnlichen Kartoffel aufwies und angeblich aus den Knollen einer wilden Art stammt. Die Nachprüfung ergab, daß Sutton seine Aufmerksamkeit auf eine ihm zugängliche wildwachsende Art von *Solanum tuberosum* wandte, die auf Suttons Versuchsfeld vor etwa zwanzig Jahren gezogen war. Er hatte sich lange nicht mehr um dies Gewächs ge-

kümmert, weil es keine Früchte hervorbrachte. Aber in dieser Zeit hatten die Knollen, die ursprünglich nur sehr klein waren, eine Größe von 4-6 Zentimeter Durchmesser erreicht. Auch hatten sie in gekochtem Zustand vollständig die Eigenschaften einer gewöhnlichen Kartoffel. Im Jahre 1906 zeigte sich aber plötzlich eine Fruchtart, so daß sich mit einem Male die Möglichkeit, Züchtungsversuche anzustellen, ergab. Diese lieferten ein außerordentliches Ergebnis. Während bei allen anderen wilden Arten niemals Variationserscheinungen beobachtet waren, zeigten die 20 Pflanzen, die aus dieser einen Fruchtart gezogen wurden, höchst verschiedenen Charakter hinsichtlich der Blätter, Blüten und Knollen. Im allgemeinen gleichen sie den gewöhnlichen Kartoffelknollen. Es lag auf der Hand, daß diese wunderliche Erscheinung nur im Wege der Kreuzbefruchtung mit einer der in der Nachbarschaft stehenden Kartoffelpflanzen zustande gekommen sein konnte. Versuche ergaben die volle Bestätigung dieser Annahme. Es gelang Sutton, in einwandfreier Weise die Kreuzungsfähigkeit der wilden Kartoffelart nachzuweisen. Man vermutete allerdings, daß jenes *Solanum tuberosum* nur eine verwilderte Form einer kultivierten Kartoffel sei. Diese Ansicht hat sich jedoch nicht als haltbar erwiesen, da sämtliche bekannten wilden Arten Pollenkörner von symmetrisch eiförmiger oder elliptischer Form haben, was auch bei *Solanum tuberosum* der Fall ist, während alle Pollenkörner von kultivierten Kartoffeln von äußerst unregelmäßiger Form und Größe sind und niemals elliptische Gestalt aufweisen. Es ist dadurch mit Sicherheit nachgewiesen, daß es sich um eine wohl charakterisierte Pflanzenart handelt, die, wie aus der Kreuzungsfähigkeit hervorgeht, wirklich die seit langem gesuchte Stammpflanze unserer Kartoffel darstellt. Diese Stammpflanze aber hat vor mehr als zwanzig Jahren der Kartoffelkrankheit vollständig widerstanden. Die damit bepflanzen Stellen blieben verschont, während die anderen von der Kartoffelkrankheit ergriffen wurden.

**Technisches.**

Heizen von Badöfen mittels Elektrizität. Im „Organ des Verbandes schweizerischer Konsumvereine“ wird von einem interessanten Versuch der Konsumgenossenschaft Kerns (Schweiz) berichtet. Diese Genossenschaft benutzte bei ihrem Bäderbetrieb Elektrizität als Wärmequelle. Das Experiment ist sehr gelungen, schon deswegen, weil das Brot circa 5 Proz. billiger gegenüber dem allgemeinen Bäderpreis abgegeben werden kann. Allerdings sind in Kerns die Kosten für elektrische Energie sehr niedrig, 3,5 Cents für die Kilowattstunde, das sind circa 3 Pfennig gegenüber dem Berliner Preis von 16 Pfennig. Die Bad- und Gewölbefläche des Ofens werden von 42 Heizröhren durchquert, die elektrisch erwärmt, die erforderliche Temperatur herstellen. Die Hauptvorteile dieses elektrischen Badofens sind der Fortfall von Rauch und Aus, seine Reinlichkeit und fortwährende Betriebsbereitschaft. Die Konstruktion des Ofens ist einfach und leicht, Rauchabzüge sind nicht erforderlich. In Kerns steht der Ofen auf einem Parquetfußboden, in einem Raum von nur 2,3 Meter Höhe. Die Verdichtung und Regulierung der Temperatur des Ofens, der natürlich elektrisch beleuchtet ist, erfolgt durch außen angebrachte Schalter, außerdem enthält der Ofen einen Warmwasserapparat, Wärmemesser und sonstiges Zubehör. Die Heizröhren sind entsprechend auf Gewölbe und Badfläche verteilt, so daß die dicken Sand- und Steinwänden, die bei einem gewöhnlichen Ofen den sogenannten Nachdruck bilden, fortfallen. Die Wärmeverteilung ist so günstig, daß ein Umschieben des Badwerks nicht erforderlich ist. Es wird so Arbeit gespart, und der Bäder kann seine volle Zeit während des Badens anderen Arbeiten widmen. Das Produkt des Ofens soll vollkommen gleichmäßig und von tadelloser Qualität sein. Vom hygienischen Standpunkt wäre es nur zu wünschen, wenn die Kosten für elektrische Energie diesem elektrisch geheizten Ofen eine weitere Verbreitung gestatten würden.

Ein neuer Erlöser vom Staub. Die Mittel, die zur Verhinderung der Strahlendämme zwecks Bindung des Staubs versucht worden sind, darunter namentlich verschiedene Arten von öligen und teerigen Stoffen eine Rolle spielen, haben bisher noch immer keinen durchschlagenden Erfolg zu verzeichnen gehabt. Nach einem Bericht der Wochenschrift „Englisch Mechanic“ wäre jetzt in Kanada in einem sogenannten Sulfitech endlich ein vollkommen befriedigendes Mittel gefunden worden. Das Sulfitech wird bis zu einer gewissen Flüssigkeit in Wasser aufgelöst, dann einfach auf die Straße versprengt und erzielt damit angeblich die Vermeidung von Staub für wenigstens sechs Wochen. Das Verfahren soll besser und billiger sein als die Benetzung von Del oder Teer, keinerlei Geruch verbreiten und unschädlich für die Vegetation sein. Der Stoff wird als Nebenprodukt bei der Herstellung von Sulfitechgewinnung gewonnen. Das Holz wird in Länge gelegt, wodurch die Fasern von allem harzigen Gehalt befreit werden, der dann aus dem Holzbrei ausgepreßt wird. Bisher ist der sich daraus ergebende Stoff für vollkommen nutzlos gehalten worden. Nunmehr wird er durch Kochen in eine feimartige Substanz übergeführt, die eben den Namen Sulfitech erhalten hat. Es soll als Bindemittel auch zu anderen Zwecken ausgezeichnet verwendbar sein.